

Dear reader,

This is an author-produced version of an article published in Horst Hirschler (ed.), *Kirche in reformatorischer Verantwortung: Wahrnehmen – Leiten – Gestalten*. It agrees with the manuscript submitted by the author for publication but does not include the final publisher's layout or pagination.

Original publication:

Vögele, Wolfgang

Das Handwerk der Theologie - ein Versuch

in: Horst Hirschler (ed.), *Kirche in reformatorischer Verantwortung: Wahrnehmen – Leiten – Gestalten*, pp. 341–354

Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 2008

Access to the published version may require subscription.

Published in accordance with the policy of Vandenhoeck & Ruprecht: <https://www.vr-elibrary.de/self-archiving>

Your IxTheo team

---

Liebe\*r Leser\*in,

dies ist eine von dem/der Autor\*in zur Verfügung gestellte Manuskriptversion eines Aufsatzes, der in Horst Hirschler (Hg.), *Kirche in reformatorischer Verantwortung: Wahrnehmen – Leiten – Gestalten* erschienen ist. Der Text stimmt mit dem Manuskript überein, das der/die Autor\*in zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch *nicht* das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:

Vögele, Wolfgang

Das Handwerk der Theologie - ein Versuch

in: Horst Hirschler (Hg.), *Kirche in reformatorischer Verantwortung: Wahrnehmen – Leiten – Gestalten*, S. 341–354

Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 2008

Die Verlagsversion ist möglicherweise nur gegen Bezahlung zugänglich.

Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Policy des Verlags Vandenhoeck & Ruprecht publiziert: <https://www.vr-elibrary.de/self-archiving>

Ihr IxTheo-Team

# Versuch über das Handwerk der Theologie

## 1. Reformeifer?

Kein Zweifel: Wer Institutionen gestalten, sie zukunftsfähig machen will, der muß Planungen und Orientierungen vorantreiben. In den protestantischen Landeskirchen sind darum mit gutem Recht in den letzten Jahren Reformkommissionen eingesetzt, Denk- und Orientierungsschriften verfaßt und Erneuerungsprogramme in den Synoden vorgestellt worden. Oberkirchenräte, Konsistorien und Synodale machen sich gleichermaßen Gedanken über die Zukunft der Gemeinden.

Was soll in dreißig Jahren unter dem Kirchturm geschehen? Wie viel finanzielle Ressourcen werden den Gemeinden dann noch zur Verfügung stehen? Wie werden dann die professionellen Aufgaben von Pfarrern zu beschreiben sein? Wie überhaupt wird die personelle Ausstattung der Gemeinden aussehen? Ist dafür jener komplexe und unübersichtliche Verwaltungsapparat in Dutzenden von Landeskirchen nötig, der Finanzen verschlingt und effiziente Arbeit eher behindert als fördert?

Darüber debattieren die Dienstagsrunden der Konsistorien, die halbjährlichen Samstags-Sitzungen von Bezirkssynoden und Kirchenkreistagen, Presbyterien und Kirchengemeinderäte. Diese Zukunftsfragen beschäftigen gegenwärtig alle Leitungsgremien der Kirchen mit einer Intensität, die irgendwo zwischen Enthusiasmus und Verbissenheit zu verorten ist. Haupt- und ehrenamtliche Arbeitskraft fließen in einen kirchlichen Diskussionsprozeß ein, den seine Wortführer und Protagonisten so beschreiben. Aus Lethargie und Resignation heraus sollen Kirchen und Gemeinden mit Hilfe einer Mischung aus Marketing, Planung und Enthusiasmus gegen den Trend wachsen. Die Propagandisten der Kirchenreform wollen die Gemeinden in eine Zukunft hineinführen, in der sich eine institutionell neu aufgestellte Kirche den Herausforderungen der Moderne stellt und sie vor allem auch bewältigt. So der schön ausgedachte Plan. Aber es ist zu fragen, ob diese Gleichung aufgeht: Reform + Begeisterung = kirchliche Zukunft.

Wer hinter die Fassade der von kirchlichen Pressesprechern so häufig pflichtschuldig und eloquent beschworenen Reformbegeisterung blickt, der stellt sehr schnell fest, daß die internen Diskussionen oft unausgesprochen von

Machtfragen, von der Sicherung von Einflußsphären, aber auch von Ratlosigkeit bestimmt sind. Fragen der Macht und des Einflusses bestimmt sind. Die Reformdiskussion nimmt dann schnell die Gestalt eines verbissen geführten Machtkampfes an, zwischen parochialen und übergemeindlichen kirchlichen Arbeitsformen, zwischen Alten- und Jugendarbeit, zwischen Öffentlichkeitsarbeit und klassischer kirchlicher Tätigkeit. Im Nebeldunst der Reformbegeisterung schwirren dann plötzlich die Pfeile der Macht umher. Und alle ducken sich, weil keiner getroffen werden will.

Und wenn die nächste Runde der Stelleneinsparungen in das Pathos kirchlicher Reformbegeisterung eingebettet und damit verschleiert wird, dann wächst sehr schnell der Verdacht, daß sich unter dem ideologischen Überbau einer begeisterten Kirchenreformdiskussion schmerzhafteste finanzielle Einschnitte verbergen, die man dann doch lieber den übrigen kirchlichen Einrichtungen zumuten würde – anstatt dem eigenen Kirchturm (oder im gegenwärtig modischen kirchlichen Newspeak: dem eigenen Leuchtturm).

Und das führt leider dazu, daß mittlerweile alle kirchlichen Einrichtungen, auch diejenigen mit den miserabelsten Mitarbeiter- und Teilnehmerzahlen, in Hochglanzprospekten und Jahresberichten in außerordentlich beredter Weise darüber Auskunft geben können, weshalb gerade diese Einrichtung nicht von den Stellen- und Finanzplänen der landeskirchlichen Haushalte verschwinden darf. Die Sprache solcher Leitbilder und Selbstlegitimationen ist formelhaft, austauschbar und mit Klischees beladen. Eigenlob als Selbstlegitimation führt in die Irre. Und auch die unvoreingenommenen Leser merken sofort, welche Interessen ihnen hier „vermittelt“ werden sollen.

In dieser Situation scheint es sinnvoll, einmal einen kritischen Blick auf den kirchlichen Reformeifer zu werfen. Nicht um die Inhalte geht es mir, sondern um den Habitus, der sich hinter der Reformbegeisterung verbirgt: das Geflecht aus Machtinteressen, Gestaltungsansprüchen und von Gefühlen der Angst und des Enthusiasmus bestimmten Stimmungen, ohne die weder Reformprogramme noch theologische Entwürfe auskommen. Denn es macht einen Unterschied, ob eine Reform aus dem Geist biblischer Weisheit oder aus einem naiv optimistischen Veränderungseifer heraus in Angriff genommen wird.

## **2. Verachtet mir die Meister nicht!**

Der amerikanische Soziologe Richard Sennett, der wie kaum ein zweiter Sozialwissenschaftler der Gegenwart ein außerordentliches Gespür für die aktuellen und in Zukunft bedeutsamen Entwicklungen moderner Gesellschaften besitzt, hat gerade ein lesenswertes Buch über das Handwerk veröffentlicht. Nun mag mancher Theologe zwar pikiert einwenden, daß die Tätigkeit von Pfarrern sich nicht mit der von Architekten, Gerbern, Geigenbauern und Maschinenschlossern vergleichen läßt. Und Sennett gehört ja auch zu den Soziologen, die das Religiöse in der Regel zu ignorieren pflegen. Dennoch stößt der aufmerksame Leser auf eine ganze Reihe von aufklärenden Passagen, die sich übertragen lassen auf die Tätigkeitsfelder der Gemeinden. Und vor allem finden sich bei Sennett Reflexionen über den Habitus, mit dem Handwerksmeister ihre Arbeit planen, angehen und verwirklichen. Und das läßt sich auf das kirchliche Feld übertragen und ermöglicht eine kritische Würdigung der gegenwärtigen Planungs- und Reformprozesse.

Meisterhaft ausgeführtes Handwerk, so Sennetts These, braucht einen bestimmten Raum, die Werkstatt, in der Meister ihren Schülern Kenntnisse und vor allem Erfahrungen vermitteln können. Diese Vermittlung von Erfahrung geschieht nicht durch Worte, sondern durch learning by doing, durch Nachahmung, durch den angeleiteten Nachvollzug der für das Handwerk typischen und notwendigen Tätigkeiten.

Wer ein Meister in seinem Handwerk werden will, der muß planen können. Er muß wissen, welches Ziel er verfolgt, und mit welchen Mitteln er dahin gelangen will. Das ist Sache persönlicher Erfahrung und Einübung, von Phantasie und Kreativität. Es stört den Planungsprozeß empfindlich, wenn sich der Handwerker dabei zu viel von Maschinen und Computern abnehmen läßt.

Sennett zeigt am Beispiel der Architektur, wie sehr in der Vergangenheit Gebäude dadurch gewonnen haben, daß der Architekt sich Zeit und Geduld nahm, den projektierten Bauplatz wiederholt zu besichtigen, Zeichnungen davon anzufertigen und so ein Gefühl für die (Stadt-)Landschaft zu bekommen, in der das geplante Gebäude stehen sollte. Sennett läßt den bekannten italienischen Architekten Renzo Piano zu Wort kommen: „Das ist sehr typisch für handwerkliches Vorgehen. *Man überlegt und macht gleichzeitig.* Man zeichnet und man macht. Man überarbeitet die Zeichnung. Man macht sie und

überarbeitet sie und überarbeitet sie noch einmal.“<sup>1</sup> Es macht die besonderen Fähigkeiten von Architekten wie Renzo Piano aus, daß sich bei ihnen Handwerk, nämlich die Zeichnung, und Denk-Werk, nämlich das planende architektonische Nachdenken über das zu gestaltende Gebäude, miteinander zu einer nicht mehr unterscheidbaren Einheit verbinden.

Sennett kann nun sehr präzise zeigen, daß dieser intensive Kreislauf von Handwerk und Denkwerk durch die moderne Technik des computer aided design im schlechten Sinne unterbrochen und abgelöst wird. Es besteht die enorme Gefahr, daß Architekten den Umweg über die Baustelle und über das Zeichnen mit der Hand nicht mehr gehen, weil kreative architektonische Planspiele auf dem Bildschirm des Computers mit wenigen Mausclicks erledigt werden können. Der Bauplatz, die reale Stadt-Landschaft, gerät dabei zum Nachteil der Architektur in Vergessenheit. Planung mit Hilfe des Computers erringt einen schlechten Sieg über die Wirklichkeit. So sehen dann auch die entsprechenden Gebäude aus.

Gute Architektur wird produziert durch die gelungene Mischung von Ortsbegehung, Zeichnung, Kreativität und Planung. Der Computer, so Sennetts Argument, kann sich dabei verhängnisvoll auswirken: Er macht die Planung einfacher, denn eine Mauer läßt sich am Bildschirm mit einem Klick einreißen. Aber indem der Computer die Planung vereinfacht, macht er das Ergebnis auch vielfach schlechter. Und wie vielen gerade erst fertiggestellten Einkaufszentren, Rathäusern, Konzernzentralen und Museen sieht man an, daß sie am elektronischen Reißbrett des Bildschirms entstanden sind. Sennett lobt statt dessen den Architekten, der vor Ort die altmodische und langsame Technik des Zeichnens verwendet. Sie führt handwerklich gesehen zu besseren Ergebnissen.

Dieser Lobgesang auf den handwerklichen Habitus des Architekten (und genau so des Geigenbauers und des Gerbers) kann ohne weiteres auf den Theologen übertragen werden. Noch mehr: Man erhält so eine argumentative Basis für eine tiefgreifende Kritik des gegenwärtigen Kirchenreform-Enthusiasmus.

### **3. Kleine Kritik klerikaler Sozialtechnologie**

Wer die unübersichtliche kirchliche Landschaft des gegenwärtigen

---

<sup>1</sup> Renzo PIANO, zit.n. Richard SENNETT, Handwerk, Berlin 2008, 60 (Hervorhebung vv).

Protestantismus aufmerksam beobachtet, den beschleicht angesichts der vielen Kirchenreformprogramme, die gegenwärtig wie Pilze aus dem Boden schießen, ein außerordentlich ungutes Gefühl. Die eilig herbeigerufenen Werbeleute, Psychologen, Soziologen, Ökonomen geizen nicht mit Ratschlägen, einer ins Trudeln geratenen Kirche zu neuem Enthusiasmus zu verhelfen.

Den vielen Reformkommissionen, die da so eifrig ihre Denkschriften und Zukunftspapiere ausspucken, fehlt ja häufig die synodale Legitimation, manchmal wurde die Geheimniskrämerei um die entsprechenden Ausschußsitzungen ja regelrecht kultiviert. Der Grund dafür liegt in der nicht eingestandenen Sorge, eine Reformdiskussion auf breiter Basis könnte Stringenz, Konsequenz und Eindeutigkeit der Reformvorschläge verwässern. Der für Gestaltung und Planung entscheidende Kontakt zwischen gemeindlicher Wirklichkeit und Zielorientierung wird so von vornherein unterbrochen<sup>2</sup>. Reformkommissionen tendieren nun einmal dazu, dem favorisierten Planungsmodell mehr Gewicht einzuräumen als der gegenwärtigen gemeindlichen Wirklichkeit, die aus ganz durchsichtigen Gründen nur in sehr dunklen Farben über-zeichnet wird.

Der ganze Reformprozeß in der evangelischen Kirche ist mit dem Stigma versehen, daß man plötzlich im Gegensatz zur breiten Basisorientierung früherer Jahrzehnte die Akzente der Wertschätzung verschoben hat. Autorität in der Reformdiskussion gewinnt, wer sich durch eine gehobene Stellung in der Hierarchie auszeichnet, wer die Prinzipien seiner Beratung als Coach, Organisationsberater oder Öffentlichkeitsexperte von außen einbringen kann. Demgegenüber muß sich selbst die früher sehr viel höher eingeschätzte Universitätstheologie erst ihren eigenen Platz neu erobern. Nun ist ja weder gegen Organisationsberatung noch gegen Öffentlichkeitsarbeit mit guten Gründen etwas zu sagen, aber die vorbehaltlose Reverenz, die diesen neuen Götzen kirchlicher Refomarbeit erwiesen wird, macht den unvoreingenommenen theologischen Beobachter mißtrauisch.

Was hier in erheblichem Maße fehlt, ist das Handwerk theologischer Verarbeitung. Wie der gute Architekt zwischen Zeichnung und dem Baugelände, zwischen Planung und Wirklichkeit hin und her wechselt, so wäre dieses

---

<sup>2</sup> Eine faszinierende Ausnahme macht hier die Ev. Kirche von Hessen und Nassau, deren Reformprozeß ganz bewußt Experten und Laien zusammenbringt.

theologische Handwerk als Wechsel zwischen der Wirklichkeit der Gemeinden (nicht der bürokratischen kirchlichen Hierarchie) und der theologischen Reflexion zu denken. In der Nähe gemeindlicher Arbeit denkt es sich theologisch ganz anders als in den abstrakten Höhen von Reformkommissionen mit ihren idealistischen Planungsmodellen.

Die dort zur Schau getragene Begeisterung für Rezepte und Ziele kann nicht teilen, wer sich zuvor darüber informiert, wie tief und stabil die Habitusformen des Religiösen in den Menschen verankert sind. Soziologen wie der Hannoveraner Bourdieu-Experte Michael Vester haben immer davor gewarnt, aus soziologischen Typologien, Landkarten und Untersuchungen bestimmte Rezepte abzuleiten – so als könne sich eine Kirche durch neue Programme binnen kurzer Zeit vollständig umwandeln. Solche kirchlichen Reformer ähneln den Architekten, die nicht mehr über die Baustelle gehen, sondern ihre Gebäude am Bildschirm zusammenbasteln.

Aber wer so denkt, der überschätzt auch die Möglichkeiten von Kirchenreformen gewaltig. Am prägnantesten zeigt sich das an der EKD-Studie „Kirche als Anwalt der Freiheit“. Deren Autoren entkommen dem Irrtum nicht, als könne man kirchliche Strukturen verändern wie andere mit Legosteinen basteln. Die Gründe dafür sind leicht zu durchschauen. Ich möchte die These aufstellen, daß es sich bei den gegenwärtigen kirchlichen Reformanstrengungen um eine ins Kircheninnere gewendete Form einer kompensatorischen, also ablenkenden Form politischer Theologie handelt. Beide zeichnen sich durch einen ganz merkwürdigen, ins Enthusiastische übertriebenen Veränderungseifer aus.

Es ist ja nicht das erste Mal, daß man in der Kirche über Reformen nachdenkt. In den 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts versprach man sich eine Reform der Kirche von ihrer Öffnung in die Gesellschaft hinein.

Zivilgesellschaftliche Gruppen innerhalb der Kirche schlossen sich den im Gefolge der studentischen Revolution von 1968 entstandenen neuen sozialen Bewegungen an, ja noch mehr: Zum Teil gründeten und prägten sie diese Bewegungen mit: die Ökologiebewegung, die Friedensbewegung, die Frauenbewegung, die Dritte-Welt-Bewegung und die ökumenische Bewegung erstarkten in den 80er Jahren und konnten nachhaltige Erfolge erreichen, in der evangelischen Kirche ebenso wie in der Gesellschaft. Bischöfinnen und

Bundeskanzlerinnen stellt heute niemand mehr in Frage. Umweltpolitik wird als entscheidendes globales und nationales Politikfeld betrachtet. Man könnte noch eine Reihe weiterer Erfolge nennen. Gleichzeitig haben gerade diese Erfolge die Reformvorhaben von der ursprünglichen kirchlichen Einbettung entfernt. Und es mischen sich, aus heutiger Sicht betrachtet, mit den zweifellos vorhandenen Erfolgen auch unerwünschte Nebenfolgen - und Erfahrungen des Scheiterns. Das gilt insbesondere für die in der Kirchen traditionell starken Bewegungen für die Dritte Welt und für die Ökumene. Die internationale, die Genfer Ökumene ist in den letzten Jahren zur Bedeutungslosigkeit geschrumpft, auch wenn das viele ihrer in Ehren ergrauten Anhänger nicht wahrhaben wollen. Ähnliches gilt für die kirchliche Entwicklungshilfe. Viele Themen haben sich im politischen Raum etabliert und benötigen keine kirchliche Anwaltschaft mehr. Damit werden vorher durch Engagement gebundene Kräfte frei, die sich nun ein neues Betätigungsfeld suchen.<sup>3</sup>

Man könnte die Frage stellen, ob sich der politisierte kirchliche Reformelan der 80er Jahre nicht heutzutage in einen innerkirchlichen Reformelan verwandelt. Reformbegeisterung und Veränderungsbewußtsein richten sich nicht mehr auf Politik und Gesellschaft, sondern selbstreferentiell auf die eigene Institution. Träger dieser Reformbewegung sind nicht mehr die zivilgesellschaftlichen Basisgruppen, sondern die Vertreter der kirchlichen Hierarchien. Aus der linken Revolution von unten wird die konservative Revolution von oben. Der Veränderungswille zieht sich aus den freien Formen des Protestantismus zurück in die klerikale Hierarchie.

Dieser Prozeß kirchlicher Introversion ist jedoch nicht unproblematisch. Viele Beobachter von außen sehen die große Gefahr, daß die Kirche nur noch über die Kirche redet. Mehr Öffentlichkeitsarbeit, damit sie sich besser darstellen kann! Mehr Organisationsreform, um sklerotische Strukturen aufzulösen und finanziellen Spielraum für Neues zu gewinnen! Mehr Aktionen und Projekte, damit die Kirche wieder attraktiver wird!

Viele Protestanten schielen in dieser verfahrenen Situation neidisch nach Rom, wo man die Inszenierung kirchlicher Öffentlichkeit mit weitaus mehr Erfolg betreibt. In dieser Situation berechtigter und nicht so berechtigter Beschäftigung

---

<sup>3</sup> Interessanterweise bestimmt die neueste politikwissenschaftliche Diskussion ebenfalls eine gewisse Ernüchterung über einen habituell gewordenen Reform- und Theorieeifer: vgl. dazu Stephan SCHLAK, Wilhelm Hennis. Skizzen einer Ideengeschichte der Bundesrepublik, München 2008.



mit sich selbst, mit Kirchenreformen, Aktionsprogrammen und Reformkommissionen, ist daran zu erinnern, daß Kirche kein Selbstzweck ist, sondern eine bestimmte Aufgabe hat, die man mit einem sehr altmodischen Wort als Verkündigung des Evangeliums beschreiben kann. Es macht einen kleinen, aber entscheidenden Unterschied, ob man nach Rezepten fragt, wie man wieder mehr Besucher in die Gottesdienste locken kann, oder ob man danach fragt, wie Predigt und Gottesdienst wieder so evangeliumsgemäß und gegenwartsnah gestaltet werden können, daß diejenigen Gemeindeglieder, die zuhauf solche Fragen selbst stellen, auch in den Gottesdiensten, weil ihnen dort Antwort auf ihre Fragen gegeben wird. Aus dieser Perspektive gestellt, verwandelt sich eine Marketingfrage in eine Frage der Theologie, in eine Frage des theologischen Handwerks.

Wir brauchen das Handwerk einer Theologie, das zugleich glaubende und vernünftige, das zweifelnde, enthusiastische, nachdenkliche Fragen und Sprechen über Gott. Was fehlt, ist das theologische Gespräch, das gleichberechtigte, dialogische, kontroverse Reden über Gott. Die übereifrigen Reformer merken gar nicht, daß sie mit ihren Papieren Form und Inhalt verwechseln. Sie stellen die eigenen Reformprogramme und -methoden über die Inhalte des Glaubens.

Man kann sich das Dilemma sehr leicht an einem handwerklichen Beispiel verdeutlichen. Wer am Samstag in die zur Backstube verwandelte Bäckerei geht, um Brötchen zu kaufen, der erwartet von der freundlichen Bäckereifachverkäuferin auch nicht, daß sie dem hungrigen Käufer einen Vortrag über die gerade verabschiedete Reform der Bäckerinnung hält. Genau das aber tun die Kirchenreformer: Sie verkaufen Papier statt Brötchen, Programm und Projekt statt Evangelium, Aktenstücke statt Brot des Lebens. Und es ist furchtbar, wenn man sich Predigten anhören muß, deren unvermeidlicher Beispielsteil aus nichts anderem als der dringlichen Aufforderung zur Reform der eigenen Strukturen besteht. Wie kommen solche Prediger eigentlich zu der Überzeugung, daß sich irgendeiner der Zuhörer für solche kirchlich-institutionellen Fragen in einer Predigt interessiert? Wie gesagt: Die Botschaft ist wichtiger als die Institution, die sie vermittelt.

Wie gesagt: Niemand bestreitet die Notwendigkeit politischen und ethischen Engagements der Kirche. Niemand bestreitet auch die Notwendigkeit innerkirchlicher Reform. Aber Einspruch ist dort zu erheben, wo politisches

Engagement des Protestantismus zum Selbstzweck wird, ohne theologisch an den evangelischen Auftrag zurückgebunden zu sein. Und Einspruch ist dort zu erheben, wo Reformeifer zum kirchlichen Selbstzweck wird und von den wahren Aufgaben der Gemeinden ablenkt.

#### ***4. Weisheit als Verzicht auf Gestaltungseifer***

Und das führt zu einer ganz einfachen Schlußfolgerung: An die Stelle klerikaler Reformtechnologie muß das Handwerk der Theologie treten. Dieses Handwerk läßt sich als ein Habitus mit ganz bestimmten Einstellungen beschreiben. Es geht also nicht darum, dieses oder jenes kirchliche Ziel als besonders reformträchtig auszuzeichnen. Ich will vielmehr die These vertreten, daß es gegenwärtig am sinnvollsten ist, den Auswüchsen und Überdrehtheiten der gegenwärtigen Reformdiskussion mit einer ganz bestimmten Haltung der Gelassenheit und Weisheit zu begegnen. Es ist ja ganz selbstverständlich, zwischen öffentlich produzierter kirchlicher Aufregung und den zu lösenden Sachfragen zu unterscheiden. Aufregung, Nervosität und Torschlußpanik sind jedenfalls schlechte Ratgeber, wenn man Sach- und Planungsfragen lösen will. Dem Habitus des überdrehten Reformeifers ist also der Habitus des theologischen Handwerks entgegen zu setzen.<sup>4</sup>

Dieser Habitus ist ausgezeichnet durch vier Elemente: Leidenschaft für das Lokale, die Konzentration auf das Wesentliche, die Kooperationsfähigkeit in den Gemeinden und die Skepsis gegenüber allem Planbaren.

#### ***5. Leidenschaft für das Lokale***

Alle Veränderung setzt die genaue und vertraute Kenntnis der Verhältnisse vor Ort voraus. Denn eine Gemeinde ist ja weder eine „Struktur“ noch ein „System“ noch eine „Ordnung“, die sich einfach mit Hilfe einer „Reform“ in einen anderen Aggregatzustand versetzen läßt. Ein System läßt sich ohne weiteres durch Planung verändern. Eine Gemeinschaft von Menschen ja doch ist eine sehr viel kompliziertere Ordnung, und Eingriffe in diese nach einem simplen Ursache-Wirkungs-Schema ziehen die Gefahr unerwünschter Nebenfolgen nach sich. Also muß die Menschen der Gemeinde kennen, wer sich an Veränderungsprozesse machen will. Und wer die Menschen kennt, der weiß

---

<sup>4</sup> Hier ist gemeindeorientiert weiterzuführen, was ich an anderer Stelle zum Thema Alltagsethik entwickelt habe: Wolfgang VÖGELE, Weltgestaltung und Gewißheit, Münster 2007.

auch, was er ihnen zumuten kann. Insofern sind Gespräche für das Handwerk der Theologie unabdingbar. Sie haben in der Gemeinde denselben Status wie für den planenden Architekten der wiederholte Gang über den Bauplatz, das Anfertigen von Skizzen und das Führen von Gesprächen mit dem Bauherrn. In der Gemeinde, in der ich im Moment arbeite, habe ich zum wiederholten Mal verstanden, wie sehr viele Menschen ein Kirchengebäude mit ihrer eigenen Biographie verknüpfen, ja ich habe Menschen kennengelernt, die bewußt in die Nähe dieser Kirche gezogen sind, um ihre Verbindung mit ihr auszudrücken.<sup>5</sup> Diese Verbindung zwischen Kirchengebäude und Biographie stellt sich über Gespräche, über Kasualien und über Gottesdienste her. Hier wurde ich konfirmiert! Hier wurde ich getraut! Hier besuche jedes Jahr den Weihnachtsgottesdienst! Hier habe ich in der Kantorei gesungen! Das erzählen mir Menschen, die aus allen Teilen der Bundesrepublik einmal im Jahr zurück in ihre Geburtsstadt kommen, um Verwandte und Freunde zu besuchen, aber auch, um die Kirche, mit der sie vertraut sind, wieder zu sehen. Das Kirchengebäude stiftet so Kontinuität, die aber nicht nur auf Steinen, Glasfenstern und Skulpturen aufruht, sondern sich aus einer Gemeinschaft von Menschen unterschiedlicher Generationen heraus entwickelt. Diese Gemeinschaft ist etwas Wertvolles und darf nicht kurzfristig sogenannten Reformvorhaben preisgegeben werden.

Und es ist von entscheidender Bedeutung, solche – im wahren Sinne des Wortes – wert-vollen Beziehungen aufzudecken und zu pflegen. Sie dürfen nicht kurzfristig planorientierten, funktionalen Zusammenhängen geopfert werden.

Das Spannende daran ist, daß sich an diesem in den Gemeinden zu beobachtenden Prozeß auch eine kulturwissenschaftliche Wende<sup>6</sup> widerspiegelt: Die Aufmerksamkeit wechselt gerade von der Betrachtung der Chronologie, also der Zeit, zur Topologie, also zum Ort. Städte machen in Gebäuden, Monumenten, Denkmälern diachron unterschiedliche geschichtliche Epochen und Ereignisse sichtbar.

Dieser Gedanke läßt sich auf die Kirche übertragen<sup>7</sup>: Eine religiöse Kultur gewinnt nicht nur durch ihre Erzählungen, Rituale, ihre Ethik, ihre Theologie und

---

<sup>5</sup> Und das gilt zum Beispiel auch für die große Nähe, die viele Menschen gegenüber dem Kloster Loccum empfinden, den Jubilar dieser Festschrift eingeschlossen.

<sup>6</sup> Karl Schlögel, Im Raume lesen wir die Zeit, München 2003.

<sup>7</sup> Dazu Wolfgang Vögele, Den Raum der Kirchen lesen, in: Zsuzsa Breier, Hermann Rudolph (Hg.), Der Europa Almanach, Berlin 2005, 67-68.

ihre Spiritualität Gestalt, sondern auch durch ihre Architektur, ihre symbolische Raumgestaltung. Und es wird deutlich: Der architektonisch-raumplanerische, der symbolische und der soziale Ort der Kirche stehen in einem Verhältnis der Wechselwirkung.

Orte als kirchliche Räume haben eine Reihe von Vorteilen: Sie haben ihre eigene symbolische Botschaft, sie bieten den Raum, um zu bestimmten Gelegenheiten, Sonn- und Feiertagen Gottesdienste, Taufen und Abendmahl zu feiern, und sie stehen in der Regel jederzeit zur Verfügung. Sie sind ein offenes Angebot auch für diejenigen, die gar keiner Kirche angehören.

### ***6. Konzentration auf das Wesentliche***

Zweitens: Die Konzentration auf das Wesentliche. Auf dem Spiel steht die wesentliche Aufgabe der Kirche. Nur dort werden Predigt, Gottesdienst und Verkündigung richtig wahrgenommen, wo man sich in allem Ernst dem Versuch widmet, von Gott zu reden, seine Botschaft in einer Art und Weise ins Gespräch zu bringen, daß sie die Menschen bewegt. Dem Verteilen von Luther-Bonbons und dem Verkauf von Luther-Socken fehlt diese Ernsthaftigkeit. Es geht um simple, durchschaubare, alberne Gags.

Es ist die Frage zu stellen, ob solche Aktivitäten der ursprünglichen Aufgabe der Kirche dienen oder ob es sich nur um Ersatzaktivitäten handelt. Es gilt, die Ersatzhandlungen und Ersatzprogramme zu kritisieren, welche an die Stelle dieser Aufgabe treten und von ihr Energie, Finanzen und Arbeitskräfte abziehen. Politik und politische Theologie sind leicht miteinander zu verwechseln, und damit kann leicht sein Spielchen treiben. Sehr schnell kommt es dann zu einer politischen (Selbst-)Instrumentalisierung der Kirchen, die dem widerspricht, was die eigentliche Aufgabe der Kirche ist.

Und dasselbe gilt für den Zusammenhang von kirchlicher Aktivität und Reformeifer. Der Schritt zum Übertriebenen und damit zum Ablenkenden ist sehr schnell getan. Und die Kirche wird dann zum Selbstzweck, weil sie nur den einen Gedanken der Selbsterhaltung der klerikalen Struktur kennt.

### ***7. Kooperation in den Gemeinden***

Es fällt auf, wie viele der Reformtexte sich nicht groß mit der Arbeit der Pfarrerinnen und Pfarrer beschäftigen oder sich sogar abfällig darüber äußern. In den Reformtexten der Badischen Landeskirche zum Beispiel geht das Miteinander von Haupt- und Ehrenamtlichen im schwammigen und vieldeutigen

Begriff des „Mitarbeiters“ auf. Der „Mitarbeiter“ ist es, der das Priestertum aller Getauften praktizieren soll. Hier liegt ein problematischer Punkt, der weiter diskutiert werden muß: Das Verhältnis von Haupt- und Ehrenamtlichen, von regelmäßigen Kirchenbesuchern und kirchlich Distanzierten harrt noch seiner genaueren Bestimmung. Das Priestertum aller Glaubenden und die Gemeinschaft in den Kirchen heben bestimmte Rollen- und Funktionsdifferenzierungen nicht auf. In dieser Perspektive kommt den Pfarrern ein wichtige Rolle zu: Denn ihre theologischen, hermeneutischen und exegetischen Kompetenzen gewährleisten die adäquate Gestaltung von Predigt, Unterricht und Seelsorge: Je stärker Rolle und Funktion von Ehrenamtlichen und Amtsträgern aneinander angeglichen werden, desto mehr stellt sich die Frage nach dem Spezifikum, der professionellen Besonderheit des Pfarrberufs. Wer suggeriert, im Grunde genommen sei die Arbeit von Pfarrern und Ehrenamtlichen austauschbar, der begibt sich in eine gefährliche Schräglage.

Das führt auch zu dem dringenden Desiderat, die Habitusformen von Pfarrern einmal einer soziologischen Untersuchung zu unterziehen. In den vielen Pfarrkonventen, in denen ich die Loccumer Milieustudie vorstellte, habe ich die These aufgestellt: In den 50er und 60er Jahren hat eine strenge, von der Bibelexegese geprägt Pfarrergeneration die Gemeinden geprägt. Diese wurden in den 80er und 90er Jahren von mindestens zwei Pfarrertypen abgelöst. Die eine Gruppe war durch Politische Theologie, Engagement in den neuen sozialen Bewegungen und Sozialethik geprägt, während die andere ihren Schwerpunkt in einer verstärkten psychologischen Orientierung fand, die in binnenkirchlicher Richtung als Seelsorge ausgegeben wurde. Diejenigen, die in den letzten beiden Jahrzehnten Vikare wurden, konzentrieren sich viel stärker auf Fragen der Spiritualität und der Liturgie, der Gestaltung „schöner“ Gottesdienst. Aber das sind alles zugespitzte Hypothesen, die religionssoziologisch überprüft werden müßten, weil man so eine neue Diskussion über den besonderen Charakter des Pfarramts einleiten könnte. Denn die unausgesprochene Botschaft der Reformpapiere lautet ja: Im Grunde könnten die Kirchen die gesamte Tätigkeit der Pfarrer auf Ehrenamtliche delegieren und so eine Menge finanzieller Mittel sparen. Damit aber wird das evangelische Kind mit dem finanzpolitischen Bade ausgeschüttet. Aus einem politisch motivierten und im übrigen ganz falsch verstandenen

Gleichheitsdenken heraus werden Funktionen und Arbeitsweisen innerhalb der Gemeinden nivelliert und Fachkompetenzen nicht mehr anerkannt. Abgesehen von der Frage, ob das biblisch so richtig ist, man muß gewahr sein, daß hier eine Menge Wissen und Kompetenzen verloren gehen, sollte sich dieser gefährliche Prozess fortsetzen. Denn dieses Gleichheitsdenken muß scheitern, weil es nicht auf dem Anerkennen und Respektieren von sehr wohl vorhandenen Kompetenzunterschieden beruht, sondern diese in gefährlicher Weise ignoriert und so tut als gäbe es sie gar nicht.

### **8. Skepsis gegenüber allem Planbaren**

Wenn man sich die Reformpapiere der Landeskirchen aus den letzten Jahren anschaut, dann wird schnell deutlich, daß die Rhetorik an Schrillheit zunimmt, je mehr den Autoren mindestens unbewußt klar wird, daß ihre eigenen Reformbemühungen nicht verwirklichtbar sind. Der nüchterne Blick auf die Landeskirchen zeigt sehr deutlich, daß sich Kirchen über ganz unterschiedliche Maßnahmen selbst steuern: rechtlich über Verordnungen, Gesetze und Erlasse, organisatorisch über Zielvereinbarungen und Prioritätenprogramme, aber auch theologisch durch Predigten<sup>8</sup> und Leitbilder.

Nimmt man einmal das beliebte Bild der Kirche von einem Tanker oder Flottenverband auf, so läßt sich sagen: Es gibt eine ganze Reihe von Möglichkeiten, an verschiedenen Steuerrädern zu drehen und auf das Ruder Einfluß zu nehmen. Aber das Bild vom Tanker enthält auch eine Warnung: Wer das Ruder umwirft, der fährt noch lange nicht sofort eine Kurve, weil der Tanker mit einer gewissen Trägheit reagiert. Daraus folgt: Jedem Steuerungsinstrument sind gewisse Grenzen der Reichweite gesetzt, der durch die zur Schau gestellte Reformbegeisterung übertüncht wird. Wirklich weiter führen Reformen nur, wenn sie von vornherein an der bisherigen Praxis abarbeiten, an sie anknüpfen und sich in ihr bewähren.

Die Reform der Kirche braucht einen Habitus der Gelassenheit und Weisheit. Ganz gewiß gibt es Kräfte der Trägheit und der Beharrung, Kräfte der Anerkennung des Status Quo kirchlicher Verhältnisse. Trotzdem ist die Frage zu stellen, wer hier eigentlich begründungspflichtig ist? Die Vertreter des Bewährten oder die Propheten der Reform? Hier liegt ein Konflikt, der weder allein durch Reformprogramme noch allein durch ein Festhalten am

---

<sup>8</sup> Dazu Jan Hermelink, Die kirchenleitende Funktion der Predigt. Überlegungen zum evangelischen Profil der Kybernetik, PTh 94, 2005, 462-479.

Bestehenden gelöst werden kann. Eben deshalb braucht es statt des blinden Reformeifers das Handwerk der Theologie, das im Sinne guter architektonischer Planungsarbeit zwischen dem Bestehenden und dem Gewünschten und in Aussicht Genommenen eine Brücke baut.

Viel wichtiger als die von den gemeindevergessenen Reformenthusiasten so hoch gepriesenen Leuchttürme sind dem theologischen Handwerk in aller Gelassenheit die Brücken. Leuchttürme sind zwar weithin sichtbar, aber letztlich stehen sie ganz allein an der Küste. Viel wichtiger sind die Gespräche, die durch Brücken ermöglicht und gefördert werden. Hier liegt die Aufgabe theologischen Handwerks.